

(Nachdruck verboten.)

69)

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

„Haben Sie ihr Jesehn?!“  
 „Ob ik ihr Jesehn habe,“ sagte Frau Bürgenstein und wuschte sich mit dem Taschentuch über das feiste Gesicht. „Ni je, die Higel Ik stehe doch mit die Reschken sozusagen uf „du un du“. Un ihr habe ik ufwaschen sehen. Ne, det arme Mädle, in de scheensten Jahre! Wer det jedacht hätte! Jestern abend saß se noch hier!“ Sie zeigte auf die oberste Stufe der Treppe, und alle wichen zurück und betrachteten interessiert das Plätzchen.

„Hier war et. Da saß se noch jestern abend und schnappte en bißken Luft. Ne, det sollte mich eener jesagt haben!“

„Glend genug sah se aus,“ rief ein hübsches rosiges Dienstmädchen, „wahrhaftig!“ Sie schlug mit der Hand an den blendend weißen Schürzenlaß, der sich über ihren Busen spannte. „Saut un Knochen, man konnte bange vor ihr werden!“

„Ich möchte ihr ganz jerne,“ sagte irgend jemand.

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Bei uns kam se öfter!“

„Oh, bei uns alle Tage!“

„Mir hatte se besonders jerne,“ sagte die Bürgenstein und wuschte wieder mit dem Taschentuch. „Se war ja man en bißken maulfaul, aber mir machte se immer en Knix: „Tag, Frau Bürgenstein!“ So'n jutet Mädchen — ne, ik sage schon!“

„Ich bin bloß neugierig,“ flüsterte die blasse, verhungerte Frau des Sargtischlers aus der Kirchbachstraße einer neben ihr Stehenden zu, „ob se bei meinen Mann den Sarg nehmen, oder ob se ihn den Verdienst übertragen nach eens von die großen Majazine. Billiger kriegen se da ooch nisch; aber in'n Stande wären se dazu.“

Die Bürgenstein hatte das Geflüster gehört. „Ne, wie Sie ooch sind, so happig,“ sagte sie mit einem strafenden Blick. „Die armen Leute, se is ja man kaum kalt! Gleich an so wat zu denken!“

„Na, Sie haben't ja ooch nich nötig,“ sagte giftig die Tischlerfrau. „Sie sehn schon, wo Se bleiben!“

„Ranu?!“ Die große Dicke stemmte die Arme unter und sah auf die kleine Magre herab. „Wollen Se Krach machen?!“

Ein Bank schien unaussprechlich, aber die Neugier war mächtiger. Eins der Mädchen hatte es nicht mehr aushalten können und war in den Keller hinabgelaufen; nun drängten die anderen nach. Nur ja nicht einer den Vorrang lassen!

Auch Frau Bürgenstein kehrte noch einmal um. Das hastete und schob und quetschte sich die enge Treppe hinunter; jeder Fuß betrat die verräterische Stufe, und die verborgene Klingel lärmte und schrillte und keifte.

Berta war den anderen nachgeschlichen. Wenn auch die Reschke böse mit ihr war, und sie selbst geschworen hatte, den Keller nicht mehr zu betreten — heute, jetzt, das war eine Ausnahme! Ihr Büngelchen leckte rasch über die röter gewordenen Lippen.

Unten waren ein paar Körbe umgestoßen worden. Der halbdunkle Laden war gedrängt voll Menschen. Jetzt hüpfte auch noch Elli nach, hastig zwängte sie sich durch die nur angelehnte Tür der Wohnstube; sie wollte doch auch dabei sein. Innen erklang Frau Reschkes lautes Heulen.

Augen die Teilnahmsvollen stießen sich an.

„Se soll sich man nich so haben,“ flüsterte die Bürgenstein. „Solange se lebte, konnte se ihr nich jut besehn. Ranu — na, na, man sachte!“

Frau Reschke schien sich einem neuen Gefühlsausbruch hingegeben zu haben, man hörte Mines Stimme, die ihr beruhigend zusprach.

„Wo is denn der Olle?“ fragte neugierig eins der Dienstmädchen. „Von dem hört man ja gar nisch!“

Ja, wo möchte Vater Reschke sein? Wie der's wohl nahm?! Nun war kein Galten mehr, die vordersten klopfen an, die hintersten drängten nach; kaum das „Gerein“ abwartend, traten sie ein, eine ganze Prozession, mit den Mienen tiefster Bekümmernis.

„Ne, Reschken, so'n Unjüüd, so'n Unjüüd!“

„Det liebe Mädle, det allerliebste Mädle!“

„Sagen Se bloß, wie konnte det so rasch kommen?!“

„Totte doch, Totte doch!“

Allgemeines Seufzen und Händezusammenschlagen.

Die Mutter, die neben dem Gardinenbett gefessen hatte, kam den Eintretenden mit wankenden Schritten entgegen. Ihr Gesicht war aufgedunsen, die Augen nur noch Schlichchen. Sie weinte immerfort, aber als sie die vielen Besucher sah, glitt doch ein Schimmer des Lächelns, mit dem sie Käufer zu begrüßen pflegte, über ihr verquollenes Gesicht.

Man drückte ihr die Hände, man umringte sie und warf dabei forschende Blicke nach dem Gardinenbett.

Da hatten sie sie hingelegt.

„Et, st!“ Die Neugierigen schlichen auf den Behenspitzen näher.

Der abgekehrte Körper Gretes zeichnete sich unter dem Leintuch ab, das man über ihn gebreitet. Das Köpfchen war zur Seite gesunken, die Wimpern der geschlossenen Lider ruhten auf den bleichen Wangen, wie im sanften Schlummer.

„So haben wir ihr heute morjen in de Küche jefunden,“ schluchzte die Mutter. „Es muß ihr über Nacht überkommen haben; se war schonst kalt. Ik schickte Reschken noch rasch bei'n Dokter — allens umsonst! Zrete, Zrete, det's de uns ooch det antun konntst! Keenen Ton nich — jar nisch nich mehr — Zrete, Zrete!“

Laut schreiend, warf sie sich über die Leiche.

Der Olle, der in der Sofaede saß, rührte sich nicht.

„Mutter,“ sagte er, „Amalchen,“ und versuchte, aufzustehen. Aber die Füße verfangen ihm den Dienst; er mußte sich auf die Schwiegertochter stützen, die ihn zum Bett leitete.

Auf Mines Gesicht lag ein tiefer Ernst; sie hatte nicht geweint. Als sie jetzt Berta erblickte, nickte sie ihr traurig zu. Ein zweiter Blick streifte dann Fridchen, die auf dem Fußbänkchen saß und einen mit bunten Fegen unwickelten Stiefelknecht als Puppe im Arm wiegte. Rasch nahm Mine ihr Kind vom Boden auf und drückte es an die Brust.

„For Greta is es so besser,“ flüsterte sie und schaute nachdenklich, mit leidensvoll auf die Tote.

„Zrete, Zrete,“ schrie die Reschke und warf sich mit ihrem schweren Gewicht von neuem über das Bett.

Sie ließ sich nicht halten von den Armen der teilnehmenden Frauen, sie gebärdete sich wie eine Rasende.

Alle waren tief ergriffen von solchem Schmerz; die Taschentücher wurden gezogen, man hörte weinen und schluchzen.

„Vande,“ schrie plötzlich Lorch, der Papagei, der auf seiner Stange vergessen im Winkel hockte. Und dann noch einmal, so gellend, daß die Trauernden zusammenschreckten: „Vandel!“

Das abscheuliche Tier! Mine warf rasch ein Tuch über den Käfig.

Der alte Reschke stand ganz still mit ineinandergeschlungenen Händen, mit gekrümmtem Rücken, neben seiner Frau; er hatte sich herangeschleppt, um sie zu trösten, nun wußte er nicht, was er sagen sollte. Verlegen blickte er auf sie, verlegen blickte er in die Runde.

Sie hatten sich alle dicht herangedrängt.

Elli schlüpfte zwischen den Eltern durch und stand nun nächst dem Bett. Sie war sehr blaß geworden und zitterte beim Anblick des wachsblichen Gesichtes und riß doch die Augen überweit auf.

„Bringt man Elin weg,“ flüsterte irgend jemand.

Frau Reschke hatte es gehört. „Ne, ne,“ schrie sie auf, „meine eenzigte Tochter!“ Riß die Kleine an sich, die sich wie ein flatterndes Vögelschen in dieser Umföhlung sträubte, und küßte sie ab.

„Meine eenzigte Tochter! Meine kleine Elli! Mein eenzigtet Glück!“

„Reschken, regen Se sich doch nich so uf,“ sagte die Bürgenstein. „Kommen Se, stehn Se man uf!“

Viele hilfsbereite Arme zogen die bezweifelste Mutter in die Höhe. Den Kopf an die Schulter der Freundin gelehnt, Elli fest an der Hand haltend, wankte die Reschke durch die Stube.

„So, so. Kommen Se zu sich,“ redete die Bürgenstein zu

„Kommen Sie man en bißken raus hier, Reschken, seien Sie doch verständig! Schnappen Sie man Luft, jenseken Sie man en Gappen, Sie haben jewiß noch nischt in'n Leib! So.“ Mit einem Seufzer der Befriedigung schob sie die Bankende in den Laden. Der ganze Schwarm drängte hinterdrein.

Hier war die Luft besser, nicht ganz so dumpf; von der offenen Blaulackierten her zog es.

Frau Reschke war auf die umgestülpte Tonne gesunken. Angesichts ihres Ladentisches kam sie allmählich wieder zu sich. Sie fand Worte.

Es erleichterte sie, umständlich zu erzählen, nur von dem „Ach“ und „Oh“ des interessierten Zuhörerkreises unterbrochen.

Was Grete gestern noch getan, was sie gegessen, was sie gesprochen, wie sie heute morgen auf dem Küchentischbett gelegen — alles wurde berichtet.

„Un ik sehe nach Küche, Uhrer sechs, halb sieben — un ik will Kaffeewasser ussetzen — se schläft noch. Un ik sehe ihr an; sovillle ik bei de schlechte Beleuchtung sehen kann: so komisch! Un ik rufe ihr an: „Na, Grete?!“ Un ik fasse ihr bei de Hand: „Wat is dich denn schonst wieder? Fretel!“ — — — Ganz kalt. — — — — — Wenn ik det geahnt hätte! Ik hätte ihr ja allens, allens zuliebe jetan!“

Die Mutter brach wieder in erneutes, heftiges Schluchzen aus und verberg das Gesicht in dem durchnähten Taschentuch. „Traurig, traurig,“ seufzten die Zuhörer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

7)

Von Nikolaus Sogol

„Geschrieben und verfaßt vom Edelmann und Mirgoroder Grundherrn Iwan, Sohn des Iwan Pererepenko.“

Nach der Verlesung des Bittgesuches näherte sich der Richter dem Iwan Iwanowitsch, ergriff einen Rockknopf und begann also: „Was fällt Euch ein, Iwan Iwanowitsch? Fürchtet Gott! werft die Bittschrift hin, möge sie der Teufel holen! Reicht Euch lieber die Hände und küßt Euch; dann kauft einen Santuriner, oder Nikopolster Wein, oder tischt uns einfach einen guten Punsch auf und ladet mich ein: Wir trinken Eure und Iwan Nikiforowitschs Gesundheit und alles ist vergessen!“

„Nein, Damian Damianowitsch! das ist keine Sache,“ sprach Iwan Iwanowitsch mit einer Gravität, die ihn sehr gut kleidete; — „die freundschaftlich durch ein Schiedsgericht beigelegt werden könnten! Leben Sie wohl! Ich empfehle mich, meine Herren!“ fuhr er mit derselben Gravität fort, sich allen zuwendend. „Ich hoffe, daß mein Bittgesuch den gebührenden Erfolg haben werde,“ schloß er und ging, alle Anwesenden in Erstaunen zurücklassend.

Der Richter sah da, ohne ein Wort hervorbringen zu können; der Sekretär nahm eine Priese; die Kanzlisten warfen den Flaschenscherben um, der als Tintensaß diente, und der Richter selbst zog aus Zerstreuung aus dem Tintenmeer lange Striche mit dem Finger über den Tisch.

„Was sagt Ihr dazu, Dorotheus Trofinowitsch?“ fragte der Richter, sich nach einer Pause an den Unterrichter wendend.

„Ich sage gar nichts,“ erwiderte der Unterrichter. „Was für Dinge sich doch ereignen können!“ fuhr der Richter fort.

Er hatte aber diese Worte kaum ausgesprochen, als die Tür knarrte und die vordere Hälfte des Iwan Nikiforowitsch im Gerichtssaal zum Vorschein kam, die zweite Hälfte war noch im Vorzimmer zurückgeblieben. Das Erscheinen des Iwan Nikiforowitsch im Gerichtssaal war etwas so ungewöhnliches, daß der Richter aufschrie, der Sekretär seine wieder begonnene Vorlesung unterbrach, ein Kanzlist, der einen Halbstrich aus Fries trug, die Feder in den Mund nahm und der andere eine Fliege verschluckte; selbst der den Dienst eines Feldjägers und Wächters bekleidende Invalide, der in seinem schmutzigen geflickten Hemde sich krappend an der Tür stand, sperrte den Mund auf und trat jemandem auf den Fuß.

„Durch welche Schicksalsfügung? Ist's möglich? Wie steht's mit dem Befinden, Iwan Nikiforowitsch?“

Iwan Nikiforowitsch schwebte aber zwischen Leben und Tod, denn er war in der Tür steden geblieben und konnte weder einen Schritt vorwärts noch rückwärts tun. Vergebens schrie der Richter ins Vorzimmer hinein, daß jemand von den sich dort befindenden Personen den Iwan Nikiforowitsch von hinten in den Gerichtssaal schieben möge. Im Vorzimmer befand sich aber nur eine alte Bittstellerin, die trotz der angewandten Kraft ihrer knochigen Arme nichts ausrichten konnte. Darauf näherte sich ein Kanzlist mit fetten Rippen, breiten Schultern, einer dicken Nase, schielenden Säuseraugen und zerrißenen Ellenbogen der vorderen Hälfte des Iwan Nikiforowitsch, legte ihm beide Arme übers Kreuz wie einem

Kind und winkte dem Invaliden, der sich mit seinen Knien auf den Schmerzbau des Iwan Nikiforowitsch stützte, so daß dieser der Art trotz seines jämmerlichen Stöhnens wieder ins Vorzimmer gedrängt wurde. Darauf wurden die Riegel zurückgeschoben und die zweite Türhälfte geöffnet, bei welcher Gelegenheit der Kanzlist und sein Gehilfe, der Invalide, in Folge des starken Atemholens bei ihren vereinten Anstrengungen einen so starken Geruch verbreiteten, daß der Gerichtssaal für einige Zeit in eine Stenkhütte verwandelt zu sein schien.

„Haben Sie sich nicht irgendwo gequ coastet, Iwan Nikiforowitsch? Meine Mutter schickt Ihnen eine Tinktur, die brauchen Sie nur einmal in den Kreuzen und am Rücken einzureiben, und es ist alles wie weggeblasen.“

Iwan Nikiforowitsch war unterdessen auf den Stuhl gefallen, daß dieser krachte und konnte außer langgezogenen Achs und Ohs kein Wort hervorbringen. Endlich sprach er mit schwacher, vor Ermattung kaum hörbarer Stimme:

„Sie erlauben wohl?“ — und setzte, die Horndose aus dem Tasche ziehend, hinzu: „Ich bitte, Sie verpflichten mich!“

„Es freut mich, Sie hier zu sehen,“ erwiderte der Richter, „aber ich kann mir noch immer nicht vorstellen, was Sie bestimmen konnten, einen so beschwerlichen Weg zu machen und uns diese angenehme Ueberraschung zu bereiten.“

„Mit einer Bitte . . .“ konnte Iwan Nikiforowitsch nur herausbringen.

„Mit einer Bitte? Und die wäre?“

„Mit einer Beschwerde . . .“ (hier zwang ihn die Kurzatmigkeit zu einer längeren Pause). „Ach! . . . mit einer Beschwerde . . . gegen einen Bösewicht . . . gegen Iwan Iwanowitsch Pererepenko.“

„Herr mein Gott! Also auch Ihr! Solche seltene Freundel! Eine Beschwerde gegen einen so tugendhaften Mann!“

„Er — er ist der leidhaftige Satan!“ brachte er abgebrochen heraus.

Der Richter bekreuzte sich. „Nehmt und lest. Hier ist die Aktschrift.“

„Da bleibt nichts übrig, lest, Taras Tichonowitsch,“ sagte der Richter, sich mit einer mißvergünstigen Miene an den Sekretär wendend, während seine Nase unwillkürlich von der Oberlippe schnupfte, was sonst nur zum Zeichen besonderer Beschaglichkeit geschah. Diese Autonomie der Nase vermehrte noch den Verdruß des Richters, er zog das Sacktuch hervor und legte von der Oberlippe jede Spur von Tabak, um die Eigenmächtigkeit der Nase gebührend zu strafen.

Nach dem gewöhnlichen Eingange einer jeden Vorlesung, wobei ein Schnupstuch als unnötig sich herausstellte, begann der Sekretär mit der immer gleich eintönigen Stimme wie folgt:

„Es bittet der Edelmann des Mirgoroder Bezirks, Iwan, Sohn des Nikifor Dowgoshitschin, wie aus folgenden Punkten zu ersehen:

1) „Bei seiner feindseligen Bosheit und offensbaren Mißgunst fügt mir der sich Edelmann nennende Iwan, Sohn des Iwan Pererepenko durch seine hohhaften und Schreden erregenden Handlungen allen möglichen Schaden und jedwedes Unheil zu. Gestern mitten in der Nacht schlich er sich wie ein Räuber und Dieb mit Aexten, Sägen, Meißeln und anderen Schlosserwerkzeugen in meinen Hof ein und hat den in selbem befindlichen mir eigentümlich gehörigen Stall eigenhändig auf eine schmachliche Weise zusammengedehaut, ohne daß ich meinerseits zu einem solchen gesetzwidrigen und räuberischen Verfahren irgendwelche Veranlassung gegeben hätte.“

2) „Dieser Edelmann Pererepenko hat sich gegen mein Leben verschworen und hielt bis zum siebenten vorigen Monats dieses Vorhaben geheim. An diesem Tage kam er zu mir und begann in freundschaftlicher und listiger Weise bei mir eine Platte auszubitten, die sich in meinem Zimmer befand. Er trug mir für dieselbe mit der ihm eigenen Anauferer unbedeutende Dinge an, als da sind: eine schwarzbraune Sau und zwei Meßen Hafer. Sein verbrecherisches Vorhaben abwend, suchte ich ihn auf alle mögliche Weise davon abzubringen, aber dieser Bösewicht und Spitzbube beschimpfte mich auf häusliche Art und nähert seit dieser Zeit gegen mich eine unverzöhnliche Feindschaft. Außerdem ist dieser oft erwähnte, verrückte Edelmann und Räuber Iwan, Sohn des Iwan Pererepenko von höchst schimpflicher Herkunft. Seine Schwester war eine aller Welt bekannte Landstreicherin und ließ einer Nothe Jäger nach, die vor fünf Jahren in Mirgorod stationierte, worauf ihr Mann als Bauer eingetragen wurde. Seine Eltern waren gleichfalls gottbergesene Leute und wegen ihrer Trunksucht berüchtigt. Der oben erwähnte Edelmann und Räuber Pererepenko übertrifft aber noch durch seine viehischen, tadelnswürdigen Handlungen seine ganze Familie und begehrt unter dem Mantel der Gottesfurcht die anstößigsten Dinge: er hält keine Fasten und am Vorabende des Advents kaufte dieser Neber einen Hammel und ließ denselben einen Tag darauf durch seine gottlose Magd Gapka schlachten, sich ausredend, als ob er zu der Zeit Talg für die Lampe und zum Lichtziehen brauche.“

„Dahero bitte ich diesen Edelmann als Räuber, Kirchenschänder, Bösewicht, überführt des Diebstahls und Raubes in Ketten zu legen, in den Turm oder ins Zuchthaus zu sperren und dort nach Einsicht und nach Abnahme des Ranges und des Adels gebührend mit Kluten zu streichen und nötigenfalls in die Bergwerke nach Sibirien abzuschieben, ihn aber auch zu Schadenersatz und Zahlung

der Gerichtskosten zu verurteilen und alsdann mich von dem Geschehen zu verständigen.

„Diese Klageschrift unterfertigt eigenhändig der Edelmann des Nirgoroder Bezirks, Iwan, Sohn des Nikifor Dolgotschkin.“

Sobald der Sekretär die Vorlesung beendet hatte, griff Iwan Nikiforowitsch nach dem Gute und machte eine Verbeugung, um sich zu empfehlen.

„Wohin denn, Iwan Nikiforowitsch?“ rief der Richter ihn zurückhaltend aus. „So nehmt doch wieder Platz! Trinkt eine Tasse Tee! Duschäl! Was steht Du da, dummes Mensch, und siehst ängstlich mit dem Kanzlifen? Vorwärts, bringe Tee!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ostern im Volksbrauch.

Arme Frühlingsgöttin Ostara, die so oft in schwingvollen Osterreicheln verherlicht worden ist, sie ist entthront! Die Fachgelehrten behaupten und im Brockhaus steht es zu lesen, sie habe nie existiert, nur der alte angelsächsische Kirchenhistoriker Beda Venerabilis (674—735) habe sie geschaffen, von dem sie wieder der alte ehrliche Jakob Grimm auf Treu und Glauben übernommen habe. Nun muß sich die Welt ohne sie behelfen. Wie schade! Denn welche poetische Verklärung und Verkörperung des von den alten Germanen so heiß ersehnten Frühlingskommens war doch die Ostara? Wie gut paßte sie als jubelnd begrüßte Vesteigerin des Wintersturmes und Wintergrausens in die altgermanische Naturreligionsanschauung, die wie alle Naturreligionen mit ihren Göttern und ihren Festen doch nur immer die phantastische Verkörperung der germanischen Heimaterde darstellen sollte. Die Jahreszeiten mit ihren wechselnden Begleiterscheinungen, mit Sonnenschein und Nebel, mit Sturm und Regen, mit Frühlingswind, Sommersglut und brausendem Herbststurm. Alle germanischen Gottheiten sind doch nur das Spiegelbild des Erwachens, Blühens und Vergehens der Natur. Darum erlassen andere Naturreligionen, wenn die Natur stirbt, auch den sie personifizierenden Gott sterben und das Erwachen der ersten weckt auch den Gott wieder zum neuen Leben. Daher der griechische Mythos des Adonis, des Gottes der Vegetation, der zu Beginn und während der Dauer der schlimmern Jahreszeit starb, wobei die Adonisklagen angestimmt und Trauerzeremonien aller Art vorgenommen wurden. Beim Wiedererwachen der Natur aber wurde die Auferstehung des Adonis mit ausgelassener Freude gefeiert.

Auch ohne Ostara aber war unseren germanischen Vorfahren sowohl in der Weidewirtschafts- wie Ackerbauperiode das Osterfest die Feier des Beginnes der guten Jahreszeit, die Zeit der Saat, der Anfang einer neuen Arbeits- und Produktionsperiode. Es galt die Felder zu bestellen und für die Viehwirtschaft, die bei den Germanen auch lange nach ihrem Uebergange zum Ackerbau das Hauptinteresse in Anspruch nahm, bedeutete die Osterzeit in der Weidewirtschaftsperiode den Ausbruch der Herden von den Winterstgen nach den sommerlichen Weideplätzen. Da mußte die Sippe sich nun auch trennen, da immer eine Anzahl Personen in den Winterstgen zurückblieben. Daß das Verlassen der engen und gedrängten Winterstgen für Menschen und Vieh ein festliches Ereignis sein mußte, ergibt sich aus den Verhältnissen von selber. Noch heute ist in den Alpengegenden der Abzug des Viehes nach den Bergwiesen der Almen, der Alpgang, ein Feiertag für Jung und Alt.

Ehe aber die germanische Sippe sich trennte, gab es für diese wie auch für die ganze Nord- und Stammesgenossenschaft noch vieles und mancherlei zu regeln und zu erledigen. Wie der damalige Familienvater für alle möglichen häuslichen Vorkommnisse Vorsorge traf, so tat ein gleiches der Stamm. In geweihter Dingsstätte trat er zusammen, sprach Recht, ordnete Streitigkeiten und regelte alle schwebenden und dringenden Stammesgeschäfte. Die Stammespriester erflehten zu allem den Segen der Götter. Sie opferten ihnen und besprengten die heiligen Malzeichen und Kultbäume mit dem Opferblute. Des Abends aber flammten die Osterfeuer der germanischen Jugend von den Bergen und Hügeln, während an den Kultstätten die Priester die Kiensadeln entzündeten, den Göttern und den Seelen der Verstorbenen zur Freude.

Neben den zu erledigenden Geschäften blieb aber unseren germanischen Altvordern noch genügend Zeit für Schmaus und Trank. Die Winterzeit hatte die Fleischvorräte stark gelichtet, aber Eier gab es nun wieder. Es waren neben den Kultmomenten auch sehr natürliche Gründe, welche das Osterei auch bei den Feiertlichkeiten der alten Germanen eine so große Rolle spielen ließen. Abgesehen davon, daß wie vielen anderen Religionen auch ihnen das Ei als Sinnbild der Natur und der alles gebärenden Mutter Erde war. Mit Opferblut besprengt oder in der Sonnenfarbe gelb gefärbt, brachte man sie daher den Göttern zum Opfer dar und bezeugte sich auch untereinander mit der willkommenen Gabe. Der Gebrauch und die Sitte des Eieropfers und Eierchentens beschränkte sich übrigens durchaus nicht auf die Germanen. Auch bei den Kelten und slawischen Völkern findet er sich. Noch heute z. B. verschenken und verteilen die Perser am 20. März, als dem Zeitpunkte, wo bei ihnen das neue Jahr beginnt, unter einander als Neujahrsgabe gefärbte Eier.

Neben dem Ei erscheint auch der Hahn an den altgermanischen Frühlingsfesten als bedorzugtes Kultopfer. Er, der Verkünder des

Tages, des nach langer Winternacht anbrechenden Frühlingslichtes, war ohnehin dem rothbärtigen Tor, dem Besieger der Frost- und Nebelkriesen, heilig. Und noch ein anderes Tier teilte in jener Zeit des wiedererwachenden Lebens in der Anschauung und dem Glauben unserer germanischen Urvorfahren eine wichtige Rolle — der Hase! Als ein wunderbarlich elbisches Wesen dünkte ihnen der langohrige, schnelle Bewohner der Wälder und Felder, mit den Wurzelmännchen, den Kobolden und Zwergen schien er verwandt zu sein. Außerdem galt auch der Hase den Germanen als Symbol der animalischen Fruchtbarkeit, die gerade im zeitigen Frühjahr vor allen anderen einsetzte. In anderen Religionskulten spielt der Hase die gleiche Rolle. Römische Bildwerke zeigen ihn als Begleiter Amors und auf einer bildlichen Schilderung eines römischen Frühlings-(Flora-) Festes findet sich die Darstellung, wie junge Mädchen junge Hasen verfolgen.

Als das Christentum den altgermanischen Götterglauben verdrängte, feierte auch dieses Ostern lange Zeit ausschließlich als Freuden- und Frühlingsfest. Nach langem schweren Winter und längeren Fasten und religiösen Vorkämpfungen durften sich die Gläubigen nunmehr wieder an Schmaus und Festlust freuen. Diese nahm aber so tolle Formen an, daß sie übermäßig genug bis in die Kirche drang und dort mit ihrer derb sinnlichen Ausgelassenheit jedwede religiöse Feier überwucherte. Nicht zu trösten und zu erbauen, sondern zu ausgelassenem Scherze anzuregen, war zur Osterpredigt die Absicht der Priester. Und diese erledigten sich nur zu gut ihrer kurzweiligen Aufgabe. In den mit Osterpalmen und Weidenzweigen geschmückten Kirchen wurden allerorten mit bunten Tüchern und Weden geschmückte Esel herumgeführt, die an die Eitel und das Füllen der Bibel erinnern sollten. Je durchdringender der Esel bei diesem Umzuge schrie, desto größer war das Entzücken und die Freude der zahlreichen Gläubigen.

Die Osterpredigt aber wurde zur Osterposse. Die Prediger wetteiferten geradezu, sich gegenseitig durch Witze und Scherze, nicht zum wenigsten auch derbaffigen Joten, zu übertreffen. Da wurden die Heiligen, vor allem Petrus, gehänselt, mit dem Teufel und seiner Großmutter Spott getrieben. Die Kanzel wurde zu einer Possenreißertribüne. Die Priester spielten dort förmlich Theater, verkleideten sich, verstellten ihre Stimmen, trählten wie die Hähne, schrien wie die Esel, grunzten wie die Schweine, brüllten wie die Kühe, häumten sich auf und wickelten wie junge Pferde, schnatterten wie die Gänse, imitierten den Studel und was derartige kleine Scherze mehr waren. Die Hauptsache war, daß die Kirchenbesucher zu tollem Lärmen und Schreien, Johlen und Weifallsklatschen aufgeregelt wurden. Je mehr, desto besser. Daher gab es ohne wiederholtes Ostergelächter (visus pastralis) bis tief in das 18. Jahrhundert hinein keine christliche Osterfeier. Zuweilen wurde jedoch nicht ausschließlich geläut und getobt, sondern auch ernstere Sachen, Stücke aus dem alten Testament, Szenen aus der Leidensgeschichte Christi, sowohl pantomimisch wie dramatisch, in den Kirchen aufgeführt.

Neben der jubelnden Osterfreude hatte das Christentum noch eine ganze Menge sonstiger altheidnischer Osterfitten und Ostergebräuche in seine Zeit mit hinüber genommen. Denn gerade Festtage erhalten besonders lebhaft viel Altes, sonst Längstverschollenes in der Erinnerung und der Sitte der Völker. Versiechen auch die ursprünglichen Gebräuche im Laufe der Zeiten leicht miteinander, vermischt sich dieses mit jenem oder bekommt einen neuen Anstrich, das ursprünglich Alte läßt sich doch immer unschwer aus dem Lebriggebliebenen herauserkennen.

Wie in grauer Vorzeit zieht auch in der Gegenwart zu Ostern die Jugend beiderlei Geschlechtes hinaus ins Freie, um dort durch Osterfeuer und Osterpiel den gekommenen Lenz zu feiern. Ost sind es wohl noch die uralten Kultstätten, an denen schon die Vorfahren die leuchtende Frühlingssonne begrüßten. So leuchten von den Berggruppen Süddeutschlands, am Rhein, in den Alpen usw. am Osterheiligabend die brennenden Holzstöße hinaus in die Lande. So entzündet man in den katholischen Gegenden die geweihte Osterkerze in fortlebender dunkler Erinnerung an die einstigen Osterbrände, durch deren leuchtende Flammen auch der letzte Rest der bösen Wintergeister vertrieben werden sollte.

Auch das uralte Osterpiel des Winterbesingens, des Winter-austreibens ist noch im Schwange. Noch vielerorts in ländlichen Gegenden wird der Winter in Gestalt einer Strohuppe unter großem Jubel verbrannt. In Tyrol trägt man z. B. am Vorabend des Festes brennende Strohuppen oder Strohbündel an langen Stangen unter Musikbegleitung und sonstigem wilden Lärm der Zugteilnehmer durch die Dorfstraßen, um sie dann außerhalb des Ortes vollends zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen. Im Zuge befindet sich auch der Sommer, eine mit frischem grünen Laube geschmückte lebende Person, die mit der Strohuppe des Winters pantomimisch kämpft und ihn selbstverständlich besiegt. Hohn und Spott begleiten dabei den Winter auf seinem symbolischen Todesgange. Im Fränkischen und Thüringischen singt man beispielsweise: „So, ja, ja, der Frühling ist nun da, — Er kragt dem Winter die Augen aus — Und jagt die Bauern zur Stub' hinaus.“ — Ähnlich lauten fast alle derartige Spottverse.

Im Mittelalter war die Sitte des Winteraustreibens auch fast allgemein in den Städten üblich. In neuerer Zeit ist in den Städten der Brauch geschwunden, in Laibach z. B. erst 1848. In Zürich ist die Sitte jedoch neuerdings wieder aufgelebt, und wie in alter Zeit wird am „Sechseläuten“ der „Vögg“, d. h. der Winter,

auf dem Tonhallenplage zur Freude des aus Stadt und Land zusammengeeströmten Publikums verbrannt.

Der Vorzeit war Ostern die Zeit des Schmausens und Trinkens, die Zeit des freigebigen Schenkens und Spendens. Wenn sich die Sitte auch bei den Erwachsenen verloren hat, den Kindern gegenüber lebt sie noch im weitgehenden Maße fort. So beschenkt man sie in der Niederlausitz am Ostersonntage mit Pfefferkuchen, Osterwecken oder Honigbrot, (der Honig nebst dem Ei altgermanische Ostergabe). An anderen Orten aber erfolgt die Darreichung der Ostergaben an die Kinder nicht freiwillig, sondern muß durch eine kleine Aufmunterung von den Erwachsenen erzwungen werden. In Ostpreußen zum Beispiel wecken die Kinder am Morgen des ersten Feiertages ihre Eltern und Verwandten mit kleinen Birkenruten, an denen sich das erste junge Grün befindet. Man nennt dies dort Schmad, das heißt Schmedkostern. Desgleichen verschaffen sich die Kinder in der Uckermark am Ostermorgen ihre Ostergeschenke durch „Stippen“ der Eltern, das am liebsten noch in den Betten geschieht.

Unter den dargereichten Geschenken spielen auch heute noch die Oster Eier die Hauptrolle. Eine Menge Osterbräuche knüpfen sich besonders an diese. Da hat man in Süddeutschland das „Eierspielen“, ein beliebtes, oft mit vielen Tränen für den allzuhäufig verlierten verknüpft Kinderpiel. Oesterreich kennt das „Eierschnippen“, das in die Höheverfen und Wiederauffangen des Eies, aus dem altgermanischen österlichen Ballspiel entstanden. Auch der Ball galt unseren Vorfahren als ein Symbol des Frühlings. Sie warfen ihn der segensbringenden Sonne entgegen, gleichsam um ihr zu huldbigen und ihrer Freude über ihr endliches Wiedererscheinen Ausdruck zu geben. In Baden hat man das „Ostereieruggeln“, wobei die Eier einen Wiesenabhang hinabgerollt werden und die Besitzer der zuerst unten ankommenden Eier die letzten als Siegespreis erhalten.

Den Erwachsenen bot das „Eierlaufen“ Spiel und Zerstreung, bei dem es für die in Parteien geteilten Mitspielenden darauf ankommt, am schnellsten eine Anzahl räumlich weit hin zerstreuter Oster Eier zusammenzulesen. Das ganze Dorf zieht dann zu diesem Zwecke mit Musikbegleitung aus. Burschen und Mädchen im höchsten Feiertagsstaat, mit bunten Bändern und Sträußen festlich geschmückt. In Dossenheim ist z. B. der Gang des Spieles so, daß der Vertreter der einen Partei 100 in einer Entfernung von einem Schritte zum andern auf einen Fußspfad gelegten Eier einzeln aufheben und nach dem am Ende der belegten Strecke stehenden, mit Spreu gefüllten Korbe tragen muß. Für jedes zerbrochene Ei ist die Strecke doppelt zu laufen. Inzwischen rennt der Vertreter der anderen Partei, die sich zu diesem Zwecke wie die Gegner den Fingern der Burschen ausgeflucht, nach Ernolsheim, das eine starke Viertelstunde von Dossenheim abliegt. Hier hat er einen Schoppen Wein zu trinken und ein versiegeltes Glas zu holen. Kommt er eher zurück, als der Eierleser mit dem Aufklauben seiner hundert Eier fertig ist, hat jene Partei die Kosten des der Feier folgenden gemeinschaftlichen Abendessens und des Tanzens zu zahlen, im anderen Falle natürlich umgekehrt.

Als Ueberreste uralter Fest- und Osterfeiern hat fast noch eine jede Gegend ein spezielles und traditionelles Ostergebäck, bei dessen Zubereitung der Honig eine größere oder kleinere Rolle spielt. Daher denn die Osterfladen, Osterkringel, Ostersemmeln und wie sie alle heißen mögen. Auch Eier und Eierspeisen dürfen in dieser Zeit natürlich niemals fehlen. Am Gründonnerstag aber bringen die Hausfrauen fast allgemein die ersten frischen Frühlingsgemüse, Spinat, Kresse, Rübjen und andere als Festgericht auf den Mittagstisch.

Wie in grauer Vorzeit gilt auch heute noch in einzelnen ländlichen Gegenden die ganze Osterzeit als besonders glück- und segensbringend. Daher unweitet oder umschreitet in diesen Tagen noch immer der Landmann seine Wiesen und Felder, Witt- und Segensprüche her sagend, um sich dadurch vor Mißwachs und Hagel zu schützen. Im Mecklenburgischen galt der Gründonnerstag für besonders segensreich. An jenem Tage zieht der Bauer mit seinen Pferden aufs Feld, um dort zu arbeiten und sich damit die Anwartschaft auf eine gute Ernte zu sichern. Als wunderwirkendes Heil- und Zaubermittel gilt der Osterzeit auch das schweigend am ersten Morgengrauen geschöpfte Osterwasser. Menschen und Vieh säuht es vor Krankheiten oder heilt solche. Im Fränkischen und Thüringischen wird zu diesem Zweck das ganze Vieh direkt vor Tagesanbruch ins segensbringende Osterwasser getrieben. Im Haus und Hof versprengt, vertreibt das Osterwasser die Hege und sonstiges schädliches Ungeziefer. Den gleichen Zweck erzielt die Asche des abgebrannten Osterseuers. Auch ist sie ein sicherer Talisman gegen alle unerbetenen Gifte. Daher wird sie sorgsam im Hause bewahrt, ein Teil wohl auch als segenspendend auf die Felder und Wiesen ausgestreut.

A. A b 6.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Pflanzenwelt.

L. Busemann: Der Pflanzenbestimmer. (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart.) Preis 3,80 M. Für den Großstädter, der meist die direkte Fühlung mit der Natur in Feld und Wald verloren hat, ist es fast immer eine schwierige Aufgabe, sich über die mannigfachen

Pflanzen zu orientieren, die ihm begegnen, wenn er einmal an einem Sonn- oder anderen freien Tage seine Schritte in die weitere Umgebung seines eingemauerten Wohnplatzes lenkt. Mit einfachen Mitteln, ohne die Voraussetzung besonderer botanischer Kenntnisse sucht das kleine Buch von Busemann den Waldbesuchern die Bestimmung der am häufigsten bei uns vorkommenden Pflanzen, der Gräser, Kräuter und Bäume, zu ermöglichen. Dies geschieht teilweise in sehr geschickter Form, indem die Pflanzen nicht nach wissenschaftlichen Gruppen und Familien besprochen werden, sondern so, wie sie uns nebeneinander im Mat oder im Juli bei einem Waldspaziergang oder einer Wiesenpromenade aufstoßen. Dazwischen sind die einheimischen Baumarten beschrieben je nach der Zeit, zu der ihre Blüte statthat; nur ganz eng zusammengehörige, wie etwa die verschiedenen Arten der Eiche oder des Ahorns werden zusammen besprochen. Das ist ein großer Vorzug des Buches namentlich für den einfachen Spaziergänger, dem zunächst nicht daran liegt, wissenschaftliche botanische Studien zu machen, sondern die mannigfachen Blumen kennen zu lernen, die ihm allüberall ihren Duft entgegenhauchen. So wird dicht hinter dem Ahorn die Maiblume und der Türkenbund beschrieben und bald darauf der zur gleichen Zeit blühende, scharf duftende Waldmeister. Dadurch wird dem Verleser alles Schematische und Unübersichtliche genommen, und so wird es dem praktischen Bedürfnis auch der Unerfahrenen gerecht. Freilich ist auf Naturichwärmerer, hinter der sich oftmals die Unwissenheit leicht verbergen läßt, vollkommen verzichtet, zumeist mit Recht. Die Bilder sind zum Teil sehr gut, besonders die beigelegten bunten Pflanzentafeln, die das Erkennen der einzelnen Blumen wesentlich erleichtern können, während die schwarzen Baumtafeln zwar ganz hübsche Landschaftsbilder darstellen, aber zum Bestimmen der Bäume kaum ausreichen dürften. Dazu sind die einzelnen Unterschiede zu wenig herausgearbeitet und vor allem die Blattformen, die doch eine wesentliche Richtschnur bei der Bestimmung der Bäume bilden, viel zu wenig im Detail ausgeführt. Durch die Einteilungen in Heide-, Wiesen-, Moorpflanzen, in Sumpfs- und Wasserpflanzen usw., die zum Schluß eine zusammenfassende Besprechung erfahren, wird dem, der sich über die einzelnen Pflanzen nach ihrem örtlichen Vorkommen unterrichten will, eine sehr große Erleichterung und praktische Handhabe geboten. So ist das Buch im ganzen zur Pflanzenbestimmung wegen der einfachen, keine Vorbedingungen machenden Methode sehr geeignet; es ist kein Lehrbuch der Botanik, sondern als Reisebegleiter auf Wanderfahrten und Ausflügen zumal wegen des im Vergleich mit ähnlichen Werken und Pflanzenatlanten sehr billigen Preises durchaus zu empfehlen. Nicht vergessen möchten wir, daß als eine sehr wertvolle Zugabe dem Büchlein das Pilzmerkblatt des Reichsgesundheitsamtes beigelegt ist, vor allem die sehr deutlich und gut ausgeführte farbige Pilztafel. Wie wenige wissen doch Giftpilze von anderen zu unterscheiden! Wie viele Pilzvergiftungen kommen deswegen noch immer alljährlich vor! Darum sei auf diese Tafel noch besonders verwiesen, da an Hand ihrer Abbildungen sich eine Unterscheidung der häufigsten Pilzarten, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa des giftigen Satanspilzes von dem ähnlich aussehenden eßbaren Steinpilz wohl ermöglichen läßt.

W.

### Technisches.

Ein neuer Pulszähler. Nach dem Prinzip der Stopuhr ist ein neuer zum Gebrauch von Pflegerinnen und Ärzten vorzüglich geeigneter Pulsmesser konstruiert worden, der die Zahl der Pulsschläge selbsttätig bestimmt ohne daß eine Zählung seitens der Beobachtenden Perion nötig wäre. Ein einfacher Druck löst den Mechanismus aus, worauf die Zählung der Pulsschläge beginnt. Nach dem zwanzigsten Pulsschlag bleibt die Vorrichtung stehen und gestattet eine genaue Ablese der verfloßenen Zeit. Durch einen weiteren Druck auf einen Knopf wird der Zeiger auf seinen Ausgangspunkt zurückgestellt. Es entfällt dadurch die für den Angeübten bisweilen schwierige gleichzeitige Ablese der Uhr während des Zählens der Pulsschläge. Das Instrument ist nach der Darstellung der Wochenchrift „Englisch Mechanik“ auch für allerlei chronographische Beobachtungen brauchbar und verzeichnet bei dieser Verwendung automatisch Minuten, Sekunden und Fünftelstunden. Die Einrichtung ist so getroffen, daß die Beobachtungen sich über zwölf Minuten erstrecken können.

Ein elektrischer Windmesser. Der Widerstand eines elektrischen Leiters ändert sich mit der Temperatur. Dies Prinzip ist von dem Brüsseler Universitätsprofessor A. D. Goldschmidt zur Konstruktion eines neuen Windmessers verwandt worden, der im wesentlichen aus zwei Platindrahtspiralen besteht. Die eine von ihnen ist dem Winde ausgesetzt, während die andere in einem Gehäuse liegt, das sie vor Luftströmungen schützt, so daß sie die Temperatur des umgebenden Mittels behält. Die beiden Spiralen bilden die Zweige einer Wheatstoneschen Brücke und bewirken, daß das Galvanometer des Apparats bei Windstille keinen Ausschlag gibt, da ihr Widerstand natürlich mit jeder Temperaturveränderung der Umgebung in gleicher Weise steigt und fällt. Sobald jedoch ein Luftzug auftritt, entsteht eine Temperaturdifferenz, die sich in einem entsprechenden Ausschlag des Galvanometers ausdrückt. Die Windrichtung wird durch eine Wetterfahne am Apparat angezeigt.